

#### IV. Miscellen.

1. Aegypten und Mykenae. Immer deutlicher werden die alten Beziehungen Aegyptens zu Griechenland. In der April-Sitzung der archäologischen Gesellschaft zu Berlin legte Furtwängler eine Schrift des Schweden Montelius über die Bronzezeit in Aegypten vor, in welcher ein Schwert mit der Namensbezeichnung des Königs Amenhotep (XVIII. Dynastie ca. 1600 v. Chr.) abgebildet war. Dasselbe zeigt in derselben Technik der eingelegten Arbeit wie die in Mykenae gefundenen Schwerter auch genau dieselben springenden Löwen (Baumeister, Denkmäler S. 987 Abb. No. 1190). Damit ist ein fester Punkt für die Datirung der mykenischen Schachtgräber gefunden. Auch springende Greifen von mykenischen Dolchklingen entsprechen genau ägyptischen Darstellungen (Furtwängler in Roschers Lexicon der Mythologie Sp. 1745); ein ägyptischer Skarabaeus (mit dem hieroglyphischen Namen einer Königin 'Ti', aber wegen des mehrfachen Vorkommens des Namens undatirbar) aus Mykenae ist in der *ἐφημερίς ἀρχαιολογική* 1887, Taf. 13 veröffentlicht. Der Fäden, welche herüber und hinüber gehen, werden sich gewiss noch viele finden und Ludwig Ross mit seiner gesunden Anschauung über den uralten Zusammenhang der alten Kulturen untereinander Recht behalten.

(Berliner Philolog. Wochenschrift 1889, No. 16.)

2. Die blaue Farbe antiker Gemälde. Auf den antiken römischen Freskogemälden, wie auch auf den Freskogemälden von Pompeji ist ziemlich häufig eine ausgezeichnet schöne blaue Farbe vertreten, deren Kenntniss verloren gegangen war. Man wusste bisher nach neueren Analysen, dass dieselbe Kupfer enthielt. In der Sitzung der Acad. des sciences vom 18. Februar machte nun Prof. Fouqué die Mittheilung, dass dieses „coeruleum“ seiner Analyse nach ein Quatersilicat von Kupfer ist, welches durch Zusammenschmelzen von Kupferoxyd mit Kieselsäure und Kalk, und zwar mit oder ohne Flussmittel erzeugt werden kann. Berthelot sprach seine Ansicht dahin aus, dass dieser Farbstoff identisch sein dürfte mit dem „Blau von Alexandria“, welches in Aegypten kurze Zeit nach Christus bekannt wurde.

(Pharmaceut. Zeitung vom 6. März 1889.)

3. Volkssprache am Rhein. Wie alle unsere Alterthümer, so ist auch namentlich die „Seele des Volkes“ — wir meinen die verschiedenen Mundarten der deutschen Stämme — in Gefahr, an der Luft unserer alles gleichmachenden Zeit einer baldigen gänzlichen Verwitterung zu unterliegen. Mit Freuden ist daher jeder Versuch zu begrüßen, die noch erkennbaren Reste einer solchen Mundart, und zwar sowohl der Form als dem Inhalte nach, zu sammeln. Ein solcher Versuch ist für einen Theil des rheinischen Gebietes gemacht worden in einem zu Ostern d. J. als Beigabe des Jahresberichtes der höhern Stadtschule zu Ahrweiler erschienenen Schriftchen „Sparren, Spähne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen, aufgelesen im Ahrgau von Dr. P. Joerres<sup>1)</sup>“. Bemerkenswerth ist, wie jähe noch heute die Sprache der genannten, dem rhipharischen Gebiete angehörigen Gegend an der Grenze nach dem Kreise Mayen zu in die mittelfränkische Sprache übergeht. Vielfach erinnert die rhipharische Sprache an diejenige des „Heliand“, und weist so auch ihrerseits darauf hin, dass die Rhipharier wirklich aus den Gegenden kamen, welche die Geschichte als ihre ursprüngliche Heimath angibt. Ganz besonders aber erfreuen den Leser die naiv witzigen Sprüche des zweiten Theiles des Büchleins, welche namentlich gerne mit doppelsinnigen Worten spielen. Die im dritten Theile gesammelten Kinderspiele bringen uns zum Theil noch aus der Heidenzeit stammende Gesänge und Reste aus dem Volksleben vergangener Jahrhunderte, da diese Kinderspiele und Kinderreigen ehemals auch von Erwachsenen aufgeführt wurden.

Die Sprache eines Theiles der Südeifel, nämlich der Gegend östlich von Prüm bis einschliesslich Büdesheim ist recht eingehend und wissenschaftlich behandelt worden von Th. Busch in der Beilage zum diesjährigen Osterprogramm des Progymnasiums zu Malmedy. Der Behauptung aber, dass diese Eifelgegend, wo man doch „Rheñg“ (Rhein), „Weñg“ (Wein), „neñg“ (neun), „Zoñg“ (Zaun) ähnlich wie bei Köln und an der Ahr sagt, zum Gebiete des Mittelfränkischen gehöre, muss widersprochen werden. Dass man dort „Hous“ (nicht „Huhs“ oder „Haus“) sagt, ist nicht beweisend: an der Ahr sagt man ebenso, wogegen man in dem mittelfränkischen Kempenich „Haus“ spricht. Auch die angeführten Lautverschiebungen bieten keine wesentlichen Unterschiede vom Niederfränkischen dar.

Noch sei hier erinnert an 4 ältere Werkchen: „Wegeler, die Coblenzer Mundart“, „Koch, die Werdener Mundart“, „J. Müller, die Aachener Mundart“ und „Wenker, das rheinische Platt“. Es ist zu bedauern, dass von dem letztgenannten, längstvergriffenen Büchlein nicht eine dritte, erweiterte Auflage erschienen ist.

1) Neuerdings im Verlag von P. Hanstein in Bonn.

Interessant wäre es für die Erforscher der rheinischen Geschichte, wenn Jemand mit genügender Sachkenntniss die verschiedenen Spracharten der Rheinprovinz mit besonderer Rücksicht auf die Stämme behandeln wollte, welche diese Provinz bevölkert haben. Vielleicht würden sich dabei — abgesehen von den Ortsnamen — auch noch Einwirkungen der alamannischen Einwanderung nachweisen lassen.

J. R.

4. Andernach. Grabfund. Die *Annales Colonienses Maximi* (Pertz, *Script.* XVII. 787; Boehmer, *Font.* 3, 446) bemerken zum Jahre 1174: „Eodem anno apud Anturnacum quidam fodientes corpus Valentiniani imperatoris invenerunt, sicut in superscriptione denarii qui una secum reperiuntur est continebatur. Ad caput quoque eius corona, ad pedes vero urna; ad latus vero gladius rubigine peresus, aureum habens capulum et lapidem victoriae, est inventus. Qui gladius imperatori (Friedrich I.) ad inspiciendum delatus est.“ Der Werth dieses, wie es scheint, ältesten Berichtes über einen Grabfund zu Andernach, der sich durch den Reichthum seiner Beigaben auszeichnete, wird durch die sonderbare Deutung, die der Chronist ihm giebt, nicht vermindert. Münzen Valentinians haben sich ebenfalls in einem der neuerdings eröffneten Skeletgräber am Kirchberg in Andernach gefunden (Jahrb. LXXXVI. 184), ohne natürlich über etwas anderes als über die Zeit der Bestattung Aufschluss zu geben. In letzterem Grabe fand sich daneben eine Münze des Valens, wie denn diese kaiserlichen Brüder neben einander auch auf der Inschrift eines verbauten Meilensteins zu Boppard (Jahrb. L. 89) erscheinen.

Im Anschluss an den Grabfund entstand aber in Andernach selbst die Tradition, die Stadt besässe die Ueberreste Valentinians; eine noch jetzt im Pfarrarchiv befindliche, im späten Mittelalter entstandene Bleitafel mit verschiedenen Inschriften giebt Notizen über Translationen, bez. Untersuchungen der Gebeine unter Theoderich (II.) von Trier (1212—42), im Jahre 1337, 1543 und 1591. Die betreffende Tafel ist neuerdings publizirt worden durch Terwelp, *Das Grab Kaiser Valentinians im Jahresber. des Progymn. zu Andernach 1888*, der zugleich in sorgsamer und kritischer Weise die sich an das Denkmal knüpfenden Fragen und Legenden behandelt hat.

A. W.

5. Römische Mauerreste bei Gensem, am ehemaligen Römerhafen. Der 1000 m lange, 60 m breite Rheinarm, der einst bei Gensem, Bonn gegenüber, den Siegfluss an dessen Mündung in den Rhein erreichte<sup>1)</sup>, konnte einige 50 römische Schiffe aufnehmen, bedurfte vielleicht

1) Römerlager in Bonn, Festschrift des Bonner Alterthums-Vereins 1888, S. 26. u. Uebersichtskarte von Bonn in den Bonner Jahrb. Heft LXXXII, Taf. III.

zweier Schleusen an seinen Endpunkten, um vom Wasserstande des Rheines weniger abhängig zu sein, welcher die vielen Getreide-Transporte der Römer im Sommer bei niedrigem Wasserstande oft störte.

Das Dorf Gensem mit 150 Einwohnern zieht sich 300 m lang zur ehemaligen Sieg hin, auf deren linkem Thalhange die alte Dorfstätte, jetzt noch eine geschlossene Gruppe von 12 Häusern, + 56 m über NN. liegt. Diese Stelle war in der Römerzeit bei Hochfluthen wahrscheinlich stets wasserfrei, das Dorf wurde aber durch die Hochfluth im Jahre 1784 (+ 57) theilweise zerstört, während die Stelle der Schwarzrheindorfer Kirche noch 3 m das damalige Hochwasser überragte.

Für jenen Gensemmer Hafen, der durch Hochfluthen und deren Verschlickungen ebenso wie die ehemalige Siegmündung zwischen Gensem und Geislar zugedeckt ist, sprechen ausser andern Gründen interessante Mauerreste<sup>1)</sup>, welche an seinem ehemaligen Ufer im Frühjahr 1879 vom Herrn Professor aus'm Weerth in dem dortigen Lehmfelde aufgedeckt wurden, und noch vor wenigen Jahren für eine Aufnahme erkennbar waren, der brauchbaren Steine wegen freilich vielfach zerstört. Sie ziehen sich 50 m weit an einer Art Erddamm hin, der 1 bis 2 m hoch den Weg von Gensem nach Beuel an dessen östlicher Seite begleitet. Die Aussenmauer geht nicht genau parallel mit der Strasse, sondern macht einen etwas eingehenden Winkel, zeigte eine obere Breite zwischen 30 und 80 cm, und lag mit ihrer Sohle meist 1 m unter der Dammkrone. An ihrem Nordende durchschnitt die Mauer von Ost nach West ein Kanalrest, und einige senkrechte Quermauern schlossen sich an dieselbe, welche auf der Landseite Reste einer Kiesschicht gleich einem ehemaligen festen Fussboden zeigte, der ebenso wie der Gensem-Beueler Weg 6½ m über dem Bonner Rheinpegel liegt, d. i. 50 m über N.N. Zur Römerzeit hat sich das Hochwasser wohl nur selten über diese Höhe erhoben, da der mittlere Wasserstand des Rheines bei der damals tieferen Stromrinne nach vielen Anzeichen der Römerstrassen zwischen Coblenz und Mainz damals c. 3 m tiefer lag als heutzutage<sup>2)</sup>.

Jene Aussenmauer hatte 3 Ausgänge von je 3 m Breite zum Hafen, der mittlere theilweise zerstört, der südliche mit 80 cm starken gerundeten Eckmauern, wie es schien, mit Versatzfalzen.

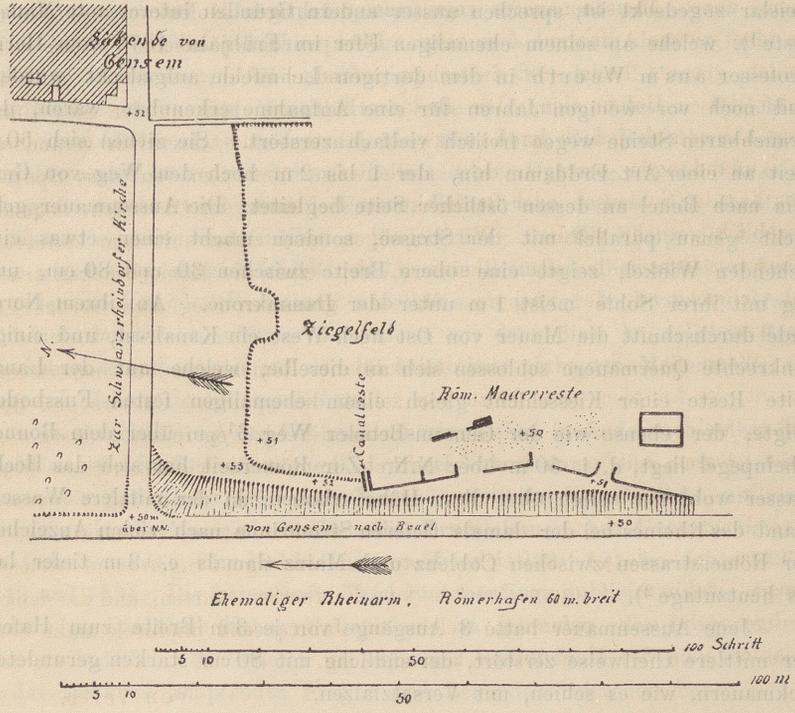
Es lagen 6 m östlich hinter der Mauer zwei Gebäudefundamente, das nördliche nur noch der 1 m starke Rest eines Einganges von 3 m Weite, das südliche ein Viereck, 7 und 8 m lang mit Quermauer, die Mauern 50 bis 80 cm stark, vielleicht ein silos für Korn.

1) Röm. Mauerwerk nach Prof. Dederich in dessen Feldzügen des Drusus u. Tiberius. — Köln-Neuss 1869, S. 84 u. 86.

2) Bonner Jahrb. XXXI, S. 155.

Die glatteren Seiten der Mauern lagen nach dem Rhein hin, zeigten unter ihren Bruchsteinen zahlreiche Trachytsteine, 50 cm lang, 15 cm hoch, die Mauerfugen 2 bis 3 cm weit, der feste Mörtel mit starkem Rheinkies versetzt.

Die Bauart deutet nicht auf gewöhnliche Wohnhäuser oder Privatbauten, sondern durch Lage und Grundrisse auf hallenartige Unterkunft- und Vorrathsräume, wahrscheinlich nur noch theilweise aufgefunden, welche für den Schiffsverkehr zum Löschen und Bergen der Ladung dienten. Die breiten Eingänge lassen gewölbte Thore (cellae) voraussetzen, und erinnern an die römischen Hafengebäude und Magazine von Ostia und Civitavecchia, welche uns durch Zeichnungen und durch das interessante Pompejanische Hafengebäude erhalten sind<sup>1)</sup>.



Jene Anlagen bei Gensem standen wohl unter dem militärischen Schutz des 200 m entfernten Drusus-Kastells resp. Brückenkopfs, welcher einst auf dem 10 m höher gelegenen Thalrande des Rheines lag, da wo jetzt die alte Schwarz-Rheindorfer Kirche steht. Eine Aufnahme vom Jahre 1887 wird hier veröffentlicht.

1) Guhl und Koner, Griechen und Römer, 2. Theil Nr. 374 und 375. 3. Auflage, Weidmann'sche Buchhandlung.

Professor Ritter<sup>1)</sup> und Andere hielten bisher den kleinen Mondorfer Hafen am Rhein, eine halbe Meile unterhalb Gensem, wo jetzt die Bonner Badeschiffe, einst auch holländische Schiffe überwinterten, für den Bonner Römerhafen des Florus. Die Wassermulden bei Mondorf sind aber erst Ueberschwemmungsreste der Sieg, als dieser Fluss durch die Auflandungen an seiner Mündung rheinabwärts gedrängt wurde, und dort ein andres Bett suchte.

Nach meinen Ortsstudien in jener Gegend glaubte ich bisher den Römerhafen in der 1000 m breiten und eben so tiefen Einbuchtung der alten Sieg zwischen Geislar, Vilich und Gensem zu sehen, wo noch heute das deutlich erkennbare Wiesenbett des ehemaligen Flusses von 10 m hohen dammartigen Thäländern umkränzt wird, die namentlich bei Geislar gleich einem durch Menschenkräfte regulirten mächtigen Molenkopf erscheinen, wie eine genaue Aufnahme dies zeigt. Dort würden römische Flotten ganz ähnlich grossen Raum und Sicherheit gefunden haben, wie einst bei Ostia hinter dessen Hafemolen. Die Bodenverhältnisse hier an der Sieg-Mündung haben sich jedoch im Lauf zweier Jahrtausende wesentlich verändert, die Auflandungen betragen dort stellenweise über 5 m, so dass Spuren alter Kanäle, Schleusen oder Baulichkeiten tief unter der Oberfläche liegend, vergeblich gesucht werden. Wir begnügen uns daher mit dem kleineren Hafen von Gensem im alten Rheinarm, der einst die Römerbrücken trug, und vielleicht nur der Vorhafen für den grösseren Sieghafen Geislar-Vilich war.

Wenn man aber wenigstens diesen Bonner Römerhafen bei Gensem anerkennt, so knüpfen sich daran von selbst die „pontes“ Caesars und des Drusus, welcher Letztere bei seinen dortigen Feldzügen in die Fussstapfen seines grossen Ahnherren trat. Dadurch kommt die vielumstrittene Florusstelle zu ihrer alten Geltung, dass Drusus einst Bonn mit Gensonia durch Brücken verband und durch eine Flottenstation verstärkte. Es schliessen sich daran zahlreiche historisch wichtige Fragen und Konsequenzen, wohin z. B. diese Brücken jene Feldherren führten, und die denkwürdige Stelle wäre gefunden, welche ein Jahrtausend hindurch unter den Schlammwellen der Hochfluthen begraben lag.

von Veith.

6. Zum Verständniss des Bonner Römerlagers. Wiederholt leitete ich in Vertretung des damaligen Direktors des rheinischen Provinzialmuseums in Bonn, Herrn Professor Dr. E. aus'm Weerth, die Aufdeckung von Theilen des Bonner Römerlagers. Es fiel mir insbesondere die Aufgabe zu, die vorher vergeblich gesuchte Umfassungsmauer dieses

1) Festschrift der Bonner Jahrb. 1868. S. 7 ff.

Standquartiers zu bestimmen und die grössten Theile des Ost-, des West- und Südthores blozulegen. Das dadurch gewonnene Interesse für diese wichtige Anlage giebt mir Anlass, darauf aufmerksam zu machen, dass ausser der Vorstellung, welche man durch die Festschrift zum Winkelmanns-Geburtstage am 9. December 1888, gewinnt, auch noch eine andere Erklärung anspricht.

Denken wir uns die vielleicht hinter der römischen Rheinuferstrasse gelegenen castra quadrata von c. 520 zu c. 498 m Seite als castra stativa des Grenzfestungsgürtels des römischen Reiches, so bildete das östlich von ihr, auf der rechten Rheinseite gelegene freie Germanien Feindesland. Diesem gegenüber, also nach Osten blickend, könnte gemäss übereinstimmenden Zeugnissen von Vegetius, Festus, Hygin, Tacitus und Livius<sup>1)</sup> die bisher an der nördlichen Lagerflanke gedachte porta praetoria gesucht werden. Die Berechtigung, jenes Thor an dieser Ostflanke des Bonner Castrums zu suchen, wird unterstützt durch den Umstand, dass das östliche Lagerthor, wie das westliche, ein kunstvoll gebildetes, von zwei quadratischen Thürmen flankirtes Doppelthor ist, wohingegen die an der nördlichen und südlichen Lagerseite gefundenen Thore weit roher und einfacher erscheinen. Auch liegt die eigentliche Langseite des Bollwerkes nicht von Norden nach Süden, sondern von Westen nach Osten; denn die Nord- und die Südflanke dieser Anlage sind c. 10 m breiter, als deren West- und Ostseite. Das Verhältniss, in dem die von Süden nach Norden das Lager durchschneidende „Römerstrasse von Mainz über Grau-Rheindorf nach Köln“ zu der westlich und zu der östlich von ihr gelegenen Lagerhälfte steht, spricht nach Hygin ebenfalls dafür, die genannte Strassenrichtung als Linie der via principalis — nicht als Stelle der via praetoria — zu betrachten; denn die praetorische Strasse pflegte das Lager in zwei gleiche Hälften zu theilen, hier jedoch misst die östliche Hälfte 42 m weniger als die westliche; die erstere, östliche Hälfte, entspricht also auch nach Hygin der dem Feinde zugewandten praetentura, welche, zwischen via principalis und porta praetoria liegend, kleiner war, als der entgegengesetzte Lagertheil. Dieser letztere zeigt im Bonner Lager zwischen den Kasernen 9, 10, 11 und der Kaserne 12 eine Querstrasse, die vielleicht die via quintana, also die Strasse sein kann, welche nach Hygin die hinter der via principalis beginnende latera praetorii von der retentura schied. — Gegen diese Auffassung scheint die von General v. Veith an der Südwestseite der Bonner castra ange deutete Unterbrechung der Umfassungsmauer zu sprechen, welche die „Richtung des Heerweges von Belgica über Buschhofen“ bezeichnet; allein es muss hier ein Irrthum zu Grunde liegen, da durch keine der bisherigen

1) Vegetius de re mil. 1, 23; Festus p. 223; Hyginus 56; Tacitus Hist. IV, 30, Ann. I, 66; Livius X, 32, XXXIV, 47. vergl. auch Frontinus p. 27.

Ausgrabungen dort eine Unterbrechung der Umfassungsmauer hat festgestellt werden können. Vielleicht führten die von Herrn General v. Veith verfolgten Spuren des genannten Heerweges vor Anlage des Bonner Lagers in der Richtung von der Nordostecke der Befestigung nach dem Jesuiten-Hof, wo v. Veith die Stelle der Caesar- und Drususbrücke vermuthet.

#### Constantin Köenen.

In Bezug auf vorstehende Mittheilung gehen uns von einem geschätzten Mitarbeiter folgende Bemerkungen zu:

„Herr Köenen bestreitet die Richtigkeit der im Winkelmannsprogramm von 1888 gegebenen Thorbezeichnungen für das Bonner Römerlager. Er setzt die porta praetoria nicht an die Nordseite, aus welcher die wichtige Römerstrasse über Vetera zum germanischen Kriegsschauplatz führte, sondern an die Stelle der porta dextra in die östliche Rheinfront, weil hier die feindlichen Germanen unmittelbar gegenüber wohnen. Herr Köenen bezeichnet nicht den Weg, der durch seine porta praetoria vom Wichelshof her über den dort jetzt noch sichtbaren 12 bis 15 m hohen, steilen Thalrand zum Rhein und weiter zu den Germanen führt, während gerade die Wege eben so wichtig sind wie die Thore, durch welche sie führen. Auch die porta decumana verlegt Herr Köenen. Allerdings war sie vielleicht schmaler als porta dextra und sinistra, hatte aber nach dem Grundriss drei Durchgänge und entsprach im Aufriss wahrscheinlich dem schönen Herculanium-Thor von Pompeji. Sie bezeichnet und behauptet ihre Lage durch die canabae, historisch durch die Niederlage der Römer im Jahre 69 n. Chr., als die Bataver von Mainz her auf der Römerstrasse vordrangen, das Lager eroberten und zerstörten. Der porta decumana gegenüber lag dann aber unzweifelhaft die porta praetoria, und dadurch stehen decumanus und cardo trotz aller angeblichen Berichtigungen im Sinne der Festschrift hinreichend fest. Unwesentlich ist es, dass die Römerstrasse Mainz-Vetera das Lager nicht genau halbirt. Die Strasse folgte höchst sachgemäss dem Gelände, die Befestigung und deren Innenraum musste und konnte sich ohne Nachtheil der Strasse anpassen.“

In überzeugter Festhaltung der in der Festschrift ausgesprochenen Ansicht berufen wir uns auf die im Text der v. Veith'schen Abhandlung genannten alten und neuen Schriftsteller über Castrametation, heben aber für den vorliegenden Punkt nochmals speciell hervor: Hyginus (v. Domaszewskis) Ausgabe mit 3 Tafeln, Leipzig 1887. Marquardt (Mommson) Römische Staatsverwaltung V. 3, Seite 401. Bonner Jahrbücher f. Alterthfr. im Rhl. XXXI. S. 76, wo die anerkannte Autorität des verstorbenen Oblt. Schmidt diese lokalen Verhältnisse bespricht.“

7. Erklärung der Clematianischen Inschrift in St. Ursula zu Köln. Die Clematianische Inschrift findet sich facsimilirt in 2 Aufsätzen von Stein und von Floss, Niederrh. Ann. 26, 123 und 177, ferner in Kessel's „St. Ursula und ihre Gesellschaft“; endlich ist dieselbe — abgesehen von nichtrheinischen Schriften — genau abgedruckt in diesen Jahrb. Heft LV, 137 in einem Aufsätze von H. Düntzer. An allen diesen Stellen sind Versuche zur Erklärung der Inschrift gemacht.

Der erste, namentlich der Erklärung bedürftige Theil der Schrift lautet: „Divinis flammeis visionib.(us) frequenter admonit.(us) et virtutis (lies: virtutib. = virtutibus) magnae maiestatis martirii caelestium virgin.(um) imminentium ex partib.(us) orientis exsibitus' pro voto Clematius v. c. (= vir clarissimus) de proprio in loco suo hanc basilicam voto quod debebat a fundamentis restituit.“ — Das „exsibitus pro voto“ hat Düntzer l. c. gewiss richtig gegeben mit „bestimmt (= veranlasst) zu dem Gelübde.“ „Exsibere“ = Jemanden irgendwohin bringen ist ein ganz gewöhnlicher Ausdruck, und deshalb ist auch die uneigentliche Anwendung des Wortes hier nicht anstößig. Dass „pro“ häufig = „ad“, und zwar = „proxime ad“ ist, dafür hätte D. auch auf viele Beispiele bei Tacitus (vgl. Wörterbücher) und auf Apul. Apol. f. hinweisen können, an welch' letzterer Stelle „tabulas hic ibidem pro pedibus tuis abicio“ steht. Aber was ist mit „imminentium ex partibus orientis“ zu machen? Floss übersetzt „imminere“ mit „dräuen“. Diesen Sinn hat aber das Wort an und für sich nie — es kann ihn allerdings haben, wenn andere bestimmende Worte hinzutreten; so z. B. in den Ausdrücken „Tergoque fugaci Imminet“ (Ov. Met. I, 541), „Cum terribilis (Mithridates) Italiae quoque videretur imminere“ (Vell. II, 18,4) und in vielen andern, die man bei Forcellini verzeichnet findet. Düntzer übersetzt „imminere“ mit „nahe sein“. Aehnlich der römische Archäologe Perucci (Niederrh. Ann. 26, 124 Anm.), und bei Forcellini steht ebenfalls „immines = vicinus sum“. Indess keines der von Forc. angeführten Beispiele drückt diesen Begriff pure aus, immer ist von einer drohenden Nähe die Rede. Folglich wäre man nun doch wieder genöthigt, zu Floss' Erklärung zurückzukehren. Der letztere zieht nun das „ex partibus orientis“ zu dem folgenden „exsibitus“ = aus dem Oriente hergeführt, wogegen Düntzer mit Recht bemerkt, dass „exsibere“ diese Bedeutung nicht habe, wenn ihm auch allerdings die verwandte „vor Gericht stellen“ eigne. Düntzer selbst glaubt „ex partibus orientis“ ohne Verbum mit Clematius verbinden zu können = ein Mann aus dem Oriente, Clematius. Ohne Zweifel würde dies auch angehen, wenn ex p. o. und Cl. nicht von einander getrennt wären durch „exs. pro voto“; so aber scheint uns diese Verbindung unmöglich.

Nach unserer Meinung ist die Stelle folgendermassen zu erklären und zu übersetzen: „Durch göttliche feurige Erscheinungen häufig gemahnt,

und durch die hochherrlichen Wunder an der Marterstätte der im Osten (am östlichen Himmel) in der Höhe erscheinenden himmlischen Jungfrauen zu einem Gelübde bestimmt, hat Clematius u. s. w.“ — Wir nehmen also „imminere“ in seiner eigentlichen Bedeutung = von oben her sich über etwas herabneigen; vgl. etwa: „Candida populus antro — Imminet“ (Virg. Ecl. 9, 41), „Iam Cytherea choros ducit Venus imminente Luna“ (Hor. Od. I, 4, 5) und besonders „Imminet e celsis audentius improba muris — Virgo“ (Val. Fl. 6, 681). Die hier gebotene Auffassung rechtfertigt sich, wenn wir uns nicht gänzlich täuschen, selbst. Nur an der Bemerkung, dass die himmlischen Jungfrauen im Osten erschienen, möchte vielleicht Jemand Anstoss nehmen, insofern dieselbe zu unwesentlich scheinen könnte. Indess, wenn die Bemerkung auch keinen tieferen Sinn hätte, da es sich um eine wirkliche oder als wirklich betrachtete Thatsache handelte, so ist es erklärlich, dass man auch jenen Umstand der Erscheinung in der Inschrift erwähnte. Aber die Bemerkung hat ganz gewiss im Munde des Christen noch einen besonderen, tieferen Sinn. Der Osten, die aufgehende Sonne war den Christen Christus selbst als „sol iustitiae“. Die Stellen „Ecce ego adducam servum meum Orientem“ (Zach. 3, 8), „Ecce vir, Oriens nomen eius“ (Zach. 6, 12), „Visitavit nos Oriens ex alto“ (Luc. 1, 78) wurden von den Christen immer auf Christus bezogen, ja auch die chaldaeische Paraphrase gibt an der erstgenannten Stelle das Wort „Oriens“ hebr.  $\text{מִשְׁמַח}$  (tsemach) mit „Messias.“ Daher beteten die Christen auch mit dem Gesichte nach Osten gewandt, und die Kirchen hatten nachweislich schon im 2. Jahrh. die westöstliche Richtung. Eine Stelle aus vielen genüge: „Nostrae columbae domus (sit) simplex in editis semper et apertis (auf einem freien, hochgelegenen Platze) et ad lucem; amat figura Spiritus sancti Orientem, Christi figuram.“ Die im Osten erscheinenden Jungfrauen sind also mit Christus vereint und durch ihn mächtige, und also Gehorsam heischende Heilige des Himmels.

Dr. Joerres.

Anmerkung. Nachdem obiger „Beitrag“ bereits conceipirt war, fand ich — was ich früher übersehen oder vergessen hatte — dass Floss (l. c.) anführt, Le Blant trage in Inscr. chrét. II, 571 eine ähnliche oder auch dieselbe Erklärung der Worte „imm. ex partibus orientis“ vor, wie die von mir oben gegebene. Floss stösst sich nur an der Uebersetzung „von Osten her“, da diese Auffassung nicht zu belegen sei. Mir scheint es nicht nöthig, zu beweisen, dass jene Worte die angegebene Bedeutung haben können, und nur darum handelt es sich. Uebrigens nimmt auch Perucci die Worte in derselben Bedeutung wie ich, wenn er auch die ganze Stelle verschieden von Le Blant und mir erklärt.

Dr. J.

8. Weihinschrift aus Hoven bei Zülpich. Das alte Cisterzienserkloster Hoven, südwestlich von Zülpich, in welchem bereits vor Jahr-

hundertern neben andern römischen Alterthümern der leider jetzt verloren gegangene Grabstein des Masclinius Maternus aus dem Jahre 352 n. Chr. zu Tage gefördert wurde<sup>1)</sup>, hat uns in der jüngsten Zeit ein mehr als hundert Jahre älteres und noch viel interessanteres Denkmal geschenkt, die wohl erhaltene Weihinschrift eines Heiligthums der Göttin Sunucsalis, welche dereinst wohl über dem Eingang desselben angebracht war. Durch die Güte eines mir befreundeten Baumeisters darauf aufmerksam gemacht, dass sich in der alten, frühromanischen Kirche des Klosters rechts im Chore an einem Gewändestein Spuren einer römischen Inschrift gezeigt hätten, liess ich den Stein in meiner Gegenwart von der ihn ganz bedeckenden Tünche und den Resten mehrmaliger Uebermalung mit grosser Mühe, so gut es anging, reinigen und die Schrift lesbar machen. Es erschien ein mächtiger Block aus fleischfarbigem Sandstein, der in der dortigen Gegend noch heute gebrochen wird, 1,43 m breit und 0,26 m hoch; die Dicke desselben liess sich nicht bestimmen, da der Stein noch ein Stück weit in die Mauer hineinreicht. Derselbe ist beim Bau der Kirche aufrecht eingemauert und zum Zwecke seiner Verwerthung als Baustein von dem die obere und untere Kante wahrscheinlich ehemals abschliessenden Gesims gewaltsam befreit worden; so erklärt sich wenigstens am einfachsten die theilweise Verstümmelung der obersten und untersten Zeile der Inschrift. Diese ist ausserordentlich sorgfältig und schön gearbeitet und lautet folgendermassen:

DEAE SVNVXSALIAEDEM·EXIV·SVN  
 ANOVO·SVMPTV·SVO·OMNI·PRO·TERTINIO  
 IVSTINO·FILIO·PROBIA·IVSTINA·FE·CIT·DOMNO  
 NOSTRO·CORDIANO·AVG·ET·AVIOLA·COS

Unter den Buchstaben sind bemerkenswerth M = M und P = R; der Bogen des D ist an mehreren Stellen ausserordentlich gross; die Horizontallinien von A, E, F und L und die Punkte der Worttrennung sind an manchen Stellen so schwach, dass man sie nur mit Mühe oder gar nicht erkennen kann. Von Z. 1 ist die zweite Hälfte höchst undeutlich, insbesondere das erste S von IVSSV, der Schluss wohl schon bei der Zurichtung des Steines zum Kirchenbau abgebrochen. Ueber die auf EX IVSSV folgenden Reste von wahrscheinlich zwei Buchstaben wage ich vor der Hand keine bestimmte Behauptung aufzustellen, nur die

1) Gelenius, De adm. sacra et civ. magn. Col. p. 55. Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein XLIV. S. 128 u. 135. Vgl. C. I. Rh. 549.

letzte oben abgebrochene Hasta ist deutlich zu erkennen. Nach Analogie des auf Matronensteinen so häufigen „ex imperio ipsarum“ ergänze ich die Reste zu IPSIVS, ein Wort, welches etwas gedehnt geschrieben den Raum ausfüllen würde. In Z. 3 ist das Wort „filio“ zwar schwer lesbar, aber sicher. Dasselbe gilt von den theilweise verstümmelten Buchstaben der 4. Zeile: nostro Gordiano Aug. et Aviola cos; ein weiteres s scheint hinter dem letzten Worte nicht gestanden zu haben. Die hier genannten Consuln sind die des Jahres 239 n. Chr.; sie erscheinen ausser dieser Inschrift noch auf vier andern rheinischen Inschriften C. I. Rh. 145. 432. 693. 1789. Der Name der Göttin Sunucalis, der zu Ehren Probia Justina für ihren Sohn das Heiligthum neu errichten lässt, ist bereits aus zwei Weihinschriften bekannt, von denen die eine in Embken bei Zülpich, die andere im Probsteiwalde bei Eschweiler an der Inde gefunden wurde<sup>1)</sup>; ausserdem erscheint derselbe auf einem zu Neuss gefundenen Gefäss in der Form Sunxalis<sup>2)</sup>. Mit Recht hat man in derselben die Stammesgöttin der bei Tacitus und Plinius erwähnten belgischen Sunuci erkannt, welche zwischen den Ubiern und Tugrern ihren Wohnsitz hatten<sup>3)</sup>. Höchst bemerkenswerth ist die Auffindung unserer Inschrift an der äussersten Ostgrenze des Sunucerlandes. Während nämlich Tolbiacum nach dem Zeugnisse des Tacitus noch „in finibus Agrippinensium“ lag<sup>4)</sup>, begann unmittelbar im Südwesten desselben, wo sich jetzt das Dorf Hoven an Zülpich anschliesst, das Gebiet der Sunucer. Diese Thatsache, welche auch an dem Umstande ihre Stütze findet, dass zwischen Zülpich und Hoven das ganze Mittelalter hindurch die Grenze zwischen dem Kurfürstenthum Köln und dem Herzogthum Jülich herlief<sup>5)</sup>, erhält durch unsern Stein, von dem man schwerlich annehmen wird, dass er verschleppt worden sei, eine auffallende Bestätigung.

Köln.

Dr. Klinkenberg.

9. Der Römerkanal bei Kendenich. Im Laufe des letzten Sommers (1888) wurde der aus der Eifel kommende Kanal beim Bau einer Privat-Anschlussbahn der Briquetfabrik „Kendenich-Franziska I“ nach der Station Kalscheuren zwischen Köln und Brühl aufgefunden. Er befand sich von der Sohle bis zur Wölbung unversehrt, etwa 1 $\frac{1}{2}$  m unter der Erd-

1) Vgl. Bonner Jahrbücher XII. S. 45. XXV. S. 19 = XXVI. S. 117. C. I. Rh. 568 u. 633. Auf dem Embkener Steine ist ohne Zweifel statt ///VNVCSALL, welches zu Sunucallae ergänzt zu werden pflegte, zu lesen ///VNVCSALI.

2) Bonner Jahrb. LVII. S. 23 ff.

3) Tac. hist. IV. 66. Plin. IV. 106.

4) Tac. hist. IV. 79. Vgl. Bonner Jahrb. LVII. S. 23.

5) Annalen des hist. Ver. f. d. Niederrhein XLIV. S. 138.

oberfläche, in der Richtung von Süden nach Norden. Die Fundstelle liegt ungefähr 20 m westlich von der ursprünglich römischen Bonnstrasse. Da der Kanal die Anschlussbahn kreuzt und das für dieselbe geschaffene Niveau überragt, so hat man ihn auf Bahnbreite ausgebrochen, was bei der bekannten Stärke des römischen Mauerwerks keine leichte Arbeit war. In der Böschung auf der westlichen Seite der Bahn ist das Gewölbe noch sichtbar geblieben, was das Auffinden des Kanals nach sonstiger Verschüttung immerhin ermöglicht. Es wäre auch sehr leicht an der so bezeichneten Stelle den Durchschnitt des Kanals vollständig zur Anschauung zu bringen, wenn nicht das Wasser aus dem Seitengraben der Bahn die Arbeit verhinderte oder bedeutend erschwerte. Indessen hat mir der Grubendirektor Herr Hohendahl eine rechtzeitig aufgenommene Beschreibung zugehen lassen, woraus hervorgeht, dass der Kanal so beschaffen ist, wie ich ihn früher auf der ganzen Strecke von Lüftelberg bis Hermülheim vorgefunden habe: Seitenwände und Sohle in Gussmauerwerk, das Gewölbe in unbehauenen Schiefen (oder sonstigen Hausteinen).

Die Grössenverhältnisse sind folgende:

Die Höhe der inneren Seitenmauer 67 cm, bis zur mittleren Wölbung 1,05 m. Die grösste Breite im Ansatz der Wölbung 76 cm.

Da dieser Ansatz von der Kante des Unterbaues auf jeder Seite etwa  $1\frac{1}{2}$  cm zurücktritt, so bleibt für die grösste Breite zwischen den Seitenmauern nach Abzug von  $2 \times 1\frac{1}{2}$  cm = 73 cm etwa  $2\frac{1}{2}$  römischer Fuss. Die innere Breite der Sohle beträgt nach Hohendahl 71 cm, mithin stellt sich in der tiefern Lage ein geringes Breitenmass von 2 cm heraus, was durch einen geringen Sinteransatz auszugleichen sein dürfte.

In bedeutender Masse ist auch die Höhe von 1,05 m (beziehungsweise von 76) durch die Annahme von Kalksinter auf der Sohle zu modificiren. Als Resultat früherer Vermessungen nämlich, habe ich die Höhe des Kanals am Vorgebirge nach Abzug der Sinterschichten auf circa 1,17 m festgestellt. Diese Ziffer ist auch für unsere neue Fundstelle als massgebend anzunehmen. Die untere Sinterschicht würde demnach 12 cm betragen.

Der Kanal war bei der Auffindung bis etwa 10 cm unter dem Scheitelpunkt verschlammt, nahm aber bei einem plötzlichen Gewitterregen an der ausgebrochenen Stelle eine Menge Wasser auf und führte dieselbe ab. Hieraus scheint hervorzugehen, dass er auf eine weite Strecke in der Richtung nach Norden, wo grösseres Gefäll vorhanden ist gut erhalten ist. Dasselbe wird nach der entgegengesetzten südlichen Seite um so mehr der Fall sein, da er hier durch eine grössere Erdmasse geschützt ist. Eine ähnliche schützende Decke hat der Kanal an vielen andern Stellen des Vorgebirges und man kann nach einiger Erfahrung schon aus der gebor-

genen Lage desselben im erhöhten Erdreiche im Voraus schliessen, wo er noch in ursprünglicher Unversehrtheit anzutreffen ist.

Was die Nähe des Fundortes bei der Bonnstrasse anlangt, so habe ich bei einer anderen Gelegenheit<sup>1)</sup> darauf aufmerksam gemacht, wie der Kanal von seinem ersten Fall von der Höhe des Vorgebirges bei Waldorf in die Rheinebene in seinem ferneren Laufe bis Hermülheim beständig mit der Bonnstrasse zusammengeht, und hieran die Bemerkung geknüpft, dass die grossartige Kanalanlage, wie die Strasse der Römer hauptsächlich militärischen Zwecken dienstbar gemacht wurde.

Hemmerich im Oktober 1888, Maassen, Pfr.

10. Ausgrabungen bei Mehren in der Eifel. Ueber zahlreiche Grabhügel auf den Höhenzügen des Kreises Daun hat der frühere Pastor Ost von Demerath ein Manuscript hinterlassen, das seit 1871 von der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier bewahrt wird. Neuerdings hat Hauptmann Dittlinger in die topographische Karte des Blattes Gillenfeld eine Reihe von Tumuli eingezeichnet. Im vorigen Jahre wurden für das Trierer Provinzialmuseum Hügelgräber bei Mehren und bei Lanfeld (Kr. Wittlich) geöffnet; in diesem Sommer wurden solche im Gemeindefeld Nost bei Mehren untersucht. In diesen Hügeln wurden römische Dolien als Aschenbehälter gefunden, auch Henkelkrügelchen und Münzen von Trajan. Ein 4 m hoher Hügel von 20 m Durchmesser erwies sich als schon einmal ausgegraben, doch barg dieser nach den Thonscherben auch ein römisches Grab. Bärsch beschreibt in der *Eiflia illustrata* einen Hügel bei Strotzbusch, der eine gemauerte Kammer enthält. Zwischen Mehren und Demerath erstreckt sich von N. nach S. ein Bergrücken, der sich bis zu 560 m erhebt, die Steinberger Ley, auf der sich ein aus Basaltblöcken errichteter umfangreicher Ringwall befindet. Am südlichen Abhange der Ley ist ein ca. 650 m langes und 200 m breites Grabfeld, welches mit einer grossen Zahl von Tumuli bedeckt ist. Es wurden 20 noch unversehrte Hügel abgetragen. Die Thongefässe sind durchgängig schwarz, aus der Hand gemacht und mit geraden Linien verziert, die sich durchkreuzen oder Rhomben bilden. Fast jedesmal fand sich eine Urne, worin ein kleiner Becher lag, und ein Napf in jedem Grabe, auch meist Stücke verrosteten Eisens, wahrscheinlich von Lanzen spitzen. Einmal fand sich an Stelle der Urne ein Eimerchen mit Bronzehenkel, in vier andern Gräbern Hals- und Armringe aus Bronze. Nur 2 Gräber zeigten Leichenbrand, die Knochen in den andern waren gänzlich verwest und auf die Bestattung konnte nur aus der Lage der Beigaben geschlossen werden. Es liegt nahe, den Ringwall der Ley mit diesen Gräbern in Verbindung zu bringen.

Trierer Zeitung, 1888. Nr. 279.

<sup>1)</sup> Annalen des historischen Vereins XXXVII. Seite 60 und 105.

11. Die Pontes longi zwischen Mehrholz und Brägel. Von dem Herrn Cultusminister von Gossler war die Untersuchung der beiden von Prof. Dr. F. Knoke in Bernberg vor kurzem aufgefundenen Bohlwege zwischen Mehrholz und Brägel unweit Diepholz angeordnet worden. Es ergab sich, dass die genannten Bohlwege römischen Ursprungs sind, da sie alle Merkmale der bisher als römische Anlagen erkannten Moorbrücken an sich tragen. Ferner hat die Untersuchung erwiesen, dass beide Wege von dem einen Rande des Moores bis zum andern in parallelen Linien hinüber gelaufen sind. Die eine Brücke trägt unverkennbare Spuren gewaltsamer Zerstörung an sich, derartig, dass die Bohlen, trotzdem sie zum Theil mit Pflöcken festgenagelt gewesen waren, aus ihrer Lage gerissen sind. Auch der zweite Bohlweg muss einst zerfallen gewesen sein, hat aber noch zur Römerzeit eine Reparatur erfahren. Denn zum Theil fand sich über der ersten Anlage noch eine zweite Brücke gleicher Construction wie jene aufgelegt. Die Erbauer müssen Eile gehabt haben, denn an einer Stelle hatten sie einen Schlägel, mit dem sie die Bretter festgenagelt hatten, auf dem Bohlwege liegen lassen. Alle diese Umstände lassen die Richtigkeit der Ansicht erkennen, dass wir unter diesen Bohlwegen die berühmten Pontes longi zu verstehen haben, welche der römische Feldherr Caecina i. J. 15 n. Chr. auf seinem Rückzug nach der Ems betreten hat.

Berliner philol. Wochenschrift 6. Oktober 1888. Nr. 40.

12. Die Donnerhügel in Merzberg. Germanische Hügelgräber in der Nähe von Dierdorf (Westerwald). Verfolgt man den von Dierdorf über Giershofen nach Grossmaiseid führenden Gemeindeweg, so gelangt man, jenseits Giershofen in den Wald eingetreten, an einer mächtigen, 4,40 m im Umfange messenden Eiche mit prachtvoller Krone, der „Lauseiche“ vorüber etwa 190 m hinter dieser zu einer Stelle, wo links (ostwärts) ein Waldweg abbiegt. Dieser bringt, wenn man den nach etwa 110 m rechts abführenden Weg vermeidet, stets in der Nähe der Grenze zwischen den Gemarkungen Giershofen und Grossmaiseid herlaufend, nach weiter etwa 340 m, da wo links ein von Giershofen kommender nach Stebach führender Waldweg einmündet und das flache Plateau sich nach Süden sanft zu neigen beginnt, zu einer Gruppe von runden Erdaufwürfen, welche sofort als germanische Hügelgräber zu erkennen sind. Das Volk nennt sie die „Donnerhügel“ („Donnerhiwwele“), weiss aber von ihrer Bedeutung und Herkunft nichts zu melden, als was gelehrte Leute ihm vorgeschwatzt haben: dass sie „von den Römern stammten.“ Jedenfalls ist der Name „Donnerhügel“, indem er unmittelbar auf die vorchristliche Zeit hinzuleiten scheint, von Interesse, — und nicht minder auch der Name des Wald-distrikts, in welchem die meisten der Hügel liegen, eines wohl 150 jährigen Eichenbestandes: „Merzberg“ (= Martinsberg, der Name des Martinus an

die Stelle des Namens eines Germanischen Gottes gesetzt). Auch der Weg, welcher uns hergeführt hat, trägt einen Namen, welcher hohes Alter desselben vermuthen lässt; er heisst: der „Spitzbubenweg.“ („Diebsweg“ heisst die Römische Strasse von (Höchst-) Bockenheim nach Bergen und weiter nach Marköbel, vergl. v. Cohausen, Der römische Grenzwall, S. 289, Nr. 4 und S. 290, Nr. 6, ferner die alte Strasse von Kastell nach Wiesbaden, s. das. S. 299, Nr. 29, u. a. m.). Als Waldweg führt der Spitzbubenweg östlich weiter in die Gemarkung von Sessenhausen; wohin von da aus, ist noch zu ermitteln. Da wo wir ihn betreten haben, kreuzte er einstmals den Grossmaiseid-Giershofen-Dierdorfer Weg und zog sich westwärts zu dem von der „Heider Bach“ — dem ehemals kurtrierischen Kirchspiele Breitenau (mit den Orten Densen, Wittgert, Ellenhausen, Oberheid) — durch Grossmaiseid, oberhalb Urbach vorüber, nach der Wallfahrtskirche zu Peterslahr führenden Prozessionswege: „Pfaffenpfad“. Jetzt ist er auf dieser Strecke fast ganz vom Walde zugewachsen. Uebrigens kennen den Namen Spitzbubenweg auch nur noch ältere Karten und alte Leute; letztere meinen, der Name komme daher, weil vordem Schmuggler und allerlei Diebsgesindel diesen Weg zu benutzen pflegten.

Es sind noch 6 oder vielleicht 7 Hügel, alle rund und aus Erde bestehend, erkennbar. Einer der grössten liegt gerade in dem (östlichen) Winkel des von Giershofen kommenden Wegs mit dem Spitzbubenweg. Derselbe ist etwa 1,50 m hoch und hat einen Durchmesser von etwa 26 m. Oben auf und an verschiedenen Stellen seitlich zeigen sich die Spuren von Eingrabungen. 44 m nördlich<sup>1)</sup> weiter an dem von Giershofen kommenden Wege liegt ein zweiter, flacherer Hügel von gleichem Durchmesser, auch (an der Nordseite) angegraben, — und 52 m weiter ein dritter, niederer, von 20 m Durchmesser. Der (Nieder-) Walddistrikt, in welchem diese 3 Hügel liegen, heisst „das Schöwer (= Giershöfer) Heckelchen.“

35 m südlich des erstgenannten Hügel, wie die folgenden im „Merzberg“ und auf der Südseite des Spitzbubenwegs, ein ebenfalls nicht sehr hoher, nur 22—24 m im Durchmesser haltender vierter und 44 m weiter südlich von diesem ein zweifelhafter, ev. sehr eingesunkener und kaum noch erkennbarer fünfter Hügel. — 32 m östlich von dem als vierten bezeichneten liegt als sechster der höchste und grösste, besterhaltene der Grabhügel, 2 m hoch mit 28 m Durchmesser, in der Mitte und an der Ostseite, jedoch nur wenig, angegraben; und endlich 54 m südlich von diesem der letzte, siebente, wieder von ganz geringer Höhe. Steinsetzungen, überhaupt Steine, sind bei keinem der Hügel oberflächlich zu bemerken.

Die erwähnten Angrabungen verschiedener der Hügel sind vor länge-

1) Die Entfernungsangaben sind immer vom Mittelpunkt des einen bis zum Mittelpunkt des anderen Hügel zu verstehen.

ren Jahren durch einen Forstbeamten geschehen, welcher Fundstücke gewinnen wollte; soviel bekannt, hat er nichts gefunden. Der Wald, in welchem die Hügel liegen, ist Eigenthum der Gemeinden Giershofen und bez. Grossmaiseid.

Neuwied. Düssell.

13. Frankengräber bei Schierstein. Kaum 300 Schritte nördlich vom Schiersteiner Bahnhofe stiess man auf alte Gräber. Es ist ein alter Friedhof, der nur Skelette, keine Brandgräber enthält, mit zahlreichen Beigaben von eisernen Waffen, Schmuckstücken und Geräthen, sowie von Gefässen aus Thon und Glas. Das Gesicht der Todten war nach Osten gerichtet. Schon vor 10 Jahren fand man an derselben Stelle ähnliche Funde. Diese Grabstätten werden in der Nähe der jetzigen Ortschaften den Rhein entlang angetroffen, aber sie überschreiten den Pfahlgraben nicht. Wir finden sie bei Höchst, Hochheim, Bierstadt, Igstadt, Erbenheim, an der Kurve, bei Wiesbaden am Dotzheimer und Schiersteiner Weg, am Groroder Hof bei Walluf, Erbach, Oestrich-Wickel, Johannisberg, Geisenheim, Rüdesheim, Bornhofen, Braubach, Oberlahnstein u. a. O. Diese Franken waren, wie die Knochenreste zeigen, ein kräftiges Geschlecht. Ihr langgebauter Schädel umschloss ein grosses Hirn und ihr Gesichtsschädel ist besonders charakteristisch. Eine an der Wurzel tief eingeschnittene, nicht breite Adlernase tritt zwischen schön geformten Augenhöhlen vor, über denen die starken Augenwülste den Männern einen etwas finsternen und wilden Ausdruck geben. Die Backenknochen treten nicht seitlich hervor, so dass das Gesicht ein längliches Oval mit bald breitem, vorwiegend aber mit schmalen und feinem Kinn und Kinnbacken bildet. Die Männer sind mit voller Waffenrüstung, die Frauen mit ihrem Schmuck, beide mit sonstigem Klein- und Tafelgeräthe begraben. Als Waffen finden wir eine dem römischen Pilum nachgebildete Wurflanze, halb Holzschaft, halb spitze Eisenstange mit Widerhaken; ein langes zweischneidiges Schwert, ein kurzes, einschneidiges, langgriffiges Haumesser, der Scramasax; den Speer oder Ger mit breiter Klinge zum Kampfe oder zur Jagd, gleich geeignet zum Stoss wie zum Niederhauen des Feindes; das Wurfbeil, die Franziska, von eigenthümlich schlank geschwungener Form; den Schild, dessen Holzplatte vermodert ist und von dem sich nur der kunstreich getriebene eiserne Buckel und der Griff erhalten haben.

Als Frauenschmuck finden wir Spangen der verschiedensten Form und oft von bedeutender Grösse. Sie sind von Bronze oder Silber und oft mit Niello oder mit rothen, goldunterlegten Edelsteinen (Almandinen) verziert. Mit den gleichen Steinen besetzt finden sich Falken mit gebogenem Schnabel, Rosetten und Knöpfe und zierliche Ohringe; ferner Perlschnüre für den Hals und das Handgelenk, deren Perlen aus buntem Glas, Thonfritt, Achat

oder Bernstein bestehen und an welchen Amulette und Erinnerungsstücke aus fernen Landen befestigt waren. Die Frauen trugen Gürtel, von welchen Bronzeketten herabhingen mit allerhand Kleingeräth, als Scheeren, Zängelchen, römische Münzen, Hirschhaken und Rosenstöcke. Dem Mann wie der Frau ist ein Trinkglas beigegeben, dessen Feinheit und Form nur für Wein geeignet war. Auch an Speiseschalen und Kochtöpfen fehlt es in den Gräbern nicht. Bis zum 7. Jahrhundert, in dem schon Grabplatten mit christlichen Emblemen in Gebrauch sind, werden den Todten noch ihre irdischen Bedarfsstücke mit in das Grab gegeben. Die fränkischen Formen und Ornamente sind dem klassischen Alterthum fremd.

Rheinischer Kurier 1889. Nr. 26. V. C.

14. Das römische Felsendenkmal bei Schweinschied (Kreis Meisenheim). Dr. Köhl beabsichtigt das jetzt im dichten Walde stehende Denkmal von Moos und Schmutz reinigen und photographisch aufnehmen zu lassen. Er hält die Engelmann'sche Zeichnung vom Jahre 1868 für zuverlässig und stimmt ihm gegen die Meinung von Lenz (vgl. Correspbl. d. westd. Z. VII, 94) bei, dass dasselbe ein römisches Grabmal sei. Dasselbe ist wiederholt beschrieben worden, auch in den Bonner Jahrb. IV 94. Die Darstellung des römischen Reiters, unter dem ein Germane liegt und mit dem Schild gegen den Lanzenstoss sich deckt, ist typisch. Auch die Darstellung eines Lorbeer- oder Oelbaums in den Seitennischen ist gewöhnlich; darüber erscheint ein Seepferd. Auf den Leisten zwischen den Mittel- und Seitennischen ist je eine Attisfigur zu sehen. Auf der rechten Nebenseite befindet sich die auf rheinischen Denkmälern bekannte Figur einer Tänzerin. In der Nähe des Denkmals befand sich eine römische Ansiedlung, von der noch Reste vorhanden sind, über die Dr. Köhl demnächst berichten will.

Correspbl. d. westd. Zeitschrift 1888. 9 u. 10.

15. Archäologisches aus der Pfalz von Dr. C. Mehlis. Nicht nur in der Vorderpfalz, sondern auch im Hartgebirge sind geschliffene Steinwerkzeuge noch in grösserer Zahl vorhanden. Besonders reich an Beilen, Meisseln, Hacken, Messern u. dgl. ist die Gegend westlich von Bergzabern, den Tabernae montanae der Römer. Dort werden diese Gegenstände noch als Amulette gebraucht. Mehlis fand in Birkenhördt 11 Stück solcher Gegenstände, zu Dörrenbach 4, ein Beil zeigte ein eingeritztes Kreuz, womit man das Teufelswerkzeug hat entschuldigen wollen. Mehrere sah er in Böllenborn und Erlenbach. Die meisten bestehen aus Dioritschiefer, 2 aus Melaphyr. Der letztere kommt in der Nähe vor, der erstere ist nach v. Gümbel alpinen Ursprungs. Auf der Peternell, 2 km westlich von Bergzabern, befindet sich ein Doppelsteinwall von c. 200 Schritten Länge, auf dem

Hexenplatz,  $1\frac{1}{2}$  km nordwestlich von Bergzabern ein kreisförmiger Steinwall von 180 Schritten Durchmesser. Auf dem Abtskopf ist ein solcher, der eine Ellipse bildet und 130 Schritte lang ist und einen Querdurchmesser von 10—15 hat. Die ersten beiden haben noch  $1—1\frac{1}{2}$  m Höhe.

Correspl. d. westd. Zeitschrift 1888, 9 u. 10.

16. Ueber alte Schmuckstücke aus Gagatkohle und verwandten Stoffen hat E. Wagner im Correspondenzbl. der Westdeusch. Zeitschr. Nr. 9 u. 10 eingehend gehandelt. Wir entnehmen der Arbeit folgende Angaben: In einem Grabhügel bei Hügelsheim fand sich neben einem verzierten Bronzering ein dicker, 4,8 cm breiter schwärzlicher Ring, der als aus Gagat oder Lignit bestehend bezeichnet wurde. Die Substanz brennt mit etwas Flamme vor dem Löthrohr und zeigt nahezu muscheligen Bruch ohne Spuren organischer Struktur. Zum zweitenmale traten diese Ringe in der badischen Rheinebene in einem Grabe zu Meisenheim auf. Zwei Skelete trugen an beiden Armen solche Ringe, die 5,3 cm hoch und 8,7 breit waren. Ein Todter war mit zwei doppelkonischen Perlen von feinsten, schwarzglänzender Gagatkohle geschmückt. Die grossen gröbern Arminge sieht man mehrfach im Museum zu Basel, sowie im Elsass. Bleicher führt solche aus den Museen von Colmar, Hagenau und besonders Besançon an. Die aus den Grabhügeln von Hagenau sind schwärzlich grau oder braun und da sich neben ihnen braune Armbänder aus Holz befinden, so könnte man zu der irrigen Ansicht verleitet werden, dass ihre Substanz in Uebergängen allmählich dem Holze nahe komme. Die Gagatkohle, Jahrb. XIV S. 52, auch Pech- und Glanzkohle genannt, scheint in der Mineralogie nicht genau begrenzt zu sein, da neben ihr mehr oder minder verwandte Substanzen aufgezählt werden. Auch bei den Alten ist der Begriff schwankend. Es ist eine mattglänzend schwarze, auffallend leichte, etwas bituminöse Kohle von grösster Zähigkeit und Dichte, mit muscheligen Bruch, sehr widerstandsfähig und schöne Politur annehmend. Bleicher fand in Stücken vom schwäbischen Jura und von Whitby bei chemisch-mikroskopischer Untersuchung neben mineralischer Kohle noch Theilchen mit pflanzlicher Structur und keine oder verschwindende mineralische Bestandtheile. Der wichtigste Fundort des Gagat in Deutschland ist der schwäbische Jura; in England wird der geschätzte Whitby-Jet an der Nordostküste gewonnen, man gräbt ihn oder er wird wie der Bernstein vom Meere ausgespült. In Frankreich liefert ihn das Dep. Aude, in Spanien Galizien und Asturien, zumal Santiago di Compostella, in Italien Sicilien, wo er neben schwarzem Bernstein verarbeitet wird. Die Gagatkohle bildet im Lias nicht wie die eigentliche Steinkohle mächtige Lager, sondern ist nur in kleineren Stücken eingebettet. Im schwäbischen Jura erreichen sie nach Fraas eine Länge bis 50 cm, bei einer Dicke von 2—3 cm, ähnlich sind die Stücke von

Whitby in England. Die Gagatkohle hält die Mitte zwischen der brüchigen Steinkohle, die sich nicht verarbeiten lässt, und den weicheren, mehr oder weniger noch die Holzstructur zeigenden Ligniten. Ihre werthvollen Eigenschaften erklären es, dass sich ihre technische Verwerthung durch alle Culturperioden verfolgen lässt. Das Constanzer Museum besitzt ein verarbeitetes Stück aus dem Bodensee-Pfahlbau von Wallhausen, und eine ganze Anzahl aus der Höhle von Hechingen. In den südwestdeutschen Grabhügeln aus der Hallstätter Periode und der von la Tène sind Gegenstände aus Gagat nicht selten, besonders ergiebig sind römische Fundstätten am Rhein, Jahrb. XIV S. 46, das Museum in Bonn und Worms besitzt sie, auch das britische Museum. Die beiden letzten habe auch Gagatschmuck aus der Merovinger Zeit. Im Mittelalter verwendete man den Gagat unter dem Namen des Aidsteins oder Augsteins. In Schwäbisch Gmünd waren schon 1433 Steinschneider und Dreher ansässig, die den Gagat von Boll und Babingen benutzten, und Halsketten, Kreuze, Rosenkränze u. dgl. arbeiteten. Aus Santiago sind Reliefbilder des h. Jacobus bekannt. Jetzt ist der englische Jet für Trauerschmuck besonders beliebt. Sämmtliche Artefakte aus Gagat überschreiten kaum eine Dicke von 2—3 cm. Dies erklärt sich aus dem Vorkommen des jurassischen Gagats. Die Armringe von Hügelsheim und Meisenheim haben eine Dicke von 4,8 und 5,3 cm. Durch ihr Aussehen unterscheiden sie sich vom ächten Gagat, sie sind mehr grau und braun, weniger dicht, rissig, ohne Politur. Nach Bleicher bestehen sie aus Schichten organischer Materien, in der die Pflanzenstructur deutlich ist und aus pulverisirten mineralischen Stoffen, aus Kalk und Quarz; doch bezeichnet er die Substanz als dem ächten Gagat sehr verwandt. Das Material der gröberen Ringe ist noch nicht gefunden. Nach Bleicher gehören die in demselben nachgewiesenen Pflanzenreste der tertiären Periode an. Er meint das Material derselben sei im Nordosten von Europa, an der Ostsee zu suchen, von wo auch der Bernstein gekommen sei. Dem widerspricht nach Wagner der bis jetzt bekannte Verbreitungsbezirk, der sich auf Südwestdeutschland, Ostfrankreich und die nördliche Schweiz beschränkt. Ueber den Gagat vergleiche man noch Jahrb. XV, S. 216 u. XVI, S. 125.

Der auffallende Fund eines angesägten Braunkohlenstammes, vgl. Verh. des naturhist. V. 1888, Stzb. S. 70, in einer Grube bei Liblar lässt zwei Erklärungen zu, indem entweder in römischen Zeiten oder früher die Braunkohle als Brennmaterial in einzelnen Fällen benutzt worden ist, oder vielleicht zur Anfertigung von Schmuckgegenständen. Die Schachte, durch die man zur Braunkohle gelangte, können eingestürzt sein. Es fehlt aber an Beobachtungen und Funden anderer Art, die mit Sicherheit für die Gewinnung der Braunkohle durch die Römer sprächen. Auf Funde, die so gedeutet werden könnten, habe ich selbst aufmerksam gemacht, vgl. Jahrb. LIII. u. LIV S. 140. Das Provinzialmuseum bewahrt über 30 Gegenstände

aus Gagat, darunter 7 Armringe, 4 Fingerringe, über 20 Nadeln mit verzierten Köpfen und die prachtvollen auf eine Schnur gereihten 15 grossen Perlen von Gagat, mit vorspringenden Rhomben und Vierecken verziert, die im J. 1866 auf einem Grundstück des Herrn Ed. Herstatt an der Ursulagartenstrasse in Köln bei verschiedenen Skeletten liegend gefunden worden sind. Mehrere der genannten Gegenstände sind in den Jahrb. XIV Taf. 4 u. 5 und XLII Taf. 6 abgebildet. Drei Armringe bestehen aus sogenanntem Lignit. Alle Sachen aus dem glänzend schwarzen Gagat zeigen sich, durch die Lupe betrachtet, mit einem Netze von feinen Rissen überzogen, die mit der Holzstructur keinen Zusammenhang haben. Doch lassen mehrere Gegenstände, z. B. Nr. 251, 1062, 1104 und 1786 an polirten Stellen eine Streifung wie durch Jahresringe erkennen. Drei Armringe aus Lignit, von denen 2 sehr starke Risse und Brüche zeigen, lassen keine Spur einer organischen Structur wahrnehmen und scheinen mehr aus einer künstlichen Masse, einer Pasta zu bestehen, als aus einem fossilen Holze.

Schaaffhausen.

17. Auffindung eines römischen Amphitheaters. Mit Ungeduld erwartete man diesmal den Augenblick, wo die Feldfrucht nächst Deutsch-Altenburg eingeheimst und den geplanten Grabungen nicht mehr hinderlich war. Es hatte sich dem Leiter der Ausgrabungen in Carnuntum, Baurath Professor Alois Hauser die Vermuthung aufgedrängt, dass man auf der Area zwischen der Nordost-Ecke des Lagers und Deutsch-Altenburg auf ein römisches Amphitheater stossen werde. Diese Vermuthung hat sich nunmehr, da der Spaten an jener Stelle angesetzt wurde, vollständig bestätigt. Man stiess auf solide, gut erhaltene Mauern, welche sich alsbald als die elliptische Aussen- und Innenmauer der amphitheatralischen Sitzreihen und weiters als die verbindenden Radialmauern erwiesen. Ebenso konnte man die eigentliche Arena bloslegen, deren Pflaster noch im besten Zustande ist. Gleichzeitig wurde die an der Arena vorbeigehende, aus dem Lager kommende römische Strasse gefunden. Es ist dies das einzige römische Amphitheater, welches bisher auf österreichischem Boden diesseits der Alpen gefunden wurde. Auf die Umfassungsmauer stiess man bereits 4 bis 5 Zoll unter der Erdoberfläche, auf welcher trotz des geringen Zwischenraumes Frucht angebaut war und auch gedieh. Nur zeigte die Farbe der noch unreifen Frucht an jenen Stellen, wo die Mauern liefen, eine merkliche Abweichung für den scharfen Beobachter. Dieser Umstand führte eben zu der interessanten Entdeckung. Auf der Fläche erblickte man nämlich eines Tages den Grundriss des vergrabenen Theaters förmlich in das Getreide gezeichnet. Dazu entdeckte man, einmal aufmerksam gemacht, dass die Fläche sich nach der Mitte hin terrassenförmig senkte und die Mitte selbst die Form einer Mulde annahm. Nunmehr wird das ganze Theater blosgelegt werden.

Man vergl. Al. Hauser, Ausgrabungen in Carnuntum, Benndorf u. Bormann, Archäol.-epigraph. Mittheilungen aus Oesterreich und Ungarn. J. XI Heft 1. Wien, 1887. Berliner Post v. 9. August 1888. Beil.

18. Die Eröffnung der Pyramide von Hawâra. In den ersten Tagen dieses Jahres gelang es in Aegypten ein viel behandeltes Problem zu lösen; nach mehrmonatlicher Arbeit ward durch Flinders Petrie die Grabkammer der von Herodot II. 148 und Strabo XVII. 811 erwähnten Pyramide des Labyrinths aufgefunden. Die Pyramide selbst, welche eine Seitenlänge von etwa 106 m besitzt, besteht jetzt nur aus ungebrannten, mit Stroh vermischten Nilziegeln; da aber Herodot von den in ihr eingegrabenen Bildern zu erzählen weiss, so war sie von Aussen ursprünglich wohl mit Steinplatten belegt, die hieroglyphische Inschriften trugen. Der Eingang lag ausserhalb der Pyramide selbst, vermuthlich in einem als Todtentempel dienenden Vorbau, wie sich solche auch bei den Pyramiden von Gizeh an den Eingängen befanden. Der von hier ausgehende Gang erreichte nach den Mittheilungen Petrie's die Pyramide an der Südseite, aber nicht wie an allen sonstigen analogen Bauten etwa in der Mitte, sondern in der Mitte zwischen dieser und der Südwest-Ecke. Von hier ging er abwärts nach Norden zu und wandte sich hinter einem kleinen Thorweg nach Osten, während eine blind verlaufende Fortsetzung nach Norden weiter führte. Auch der östliche Weg endete scheinbar blind; um weiter zu gelangen musste man durch eine in seiner Decke angebrachte, äusserlich nicht kenntlich gemachte, ursprünglich geschlossene steinerne Fallthür klettern. Dann kam man in einen nach Norden führenden und später nach Westen abbiegenden Gang, der plötzlich wieder aufhörte und wieder nur durch eine Fallthür in der Decke zu einer Fortsetzung gelangen liess. Nach einer Strecke Weges erreichte diese einen Brunnen, in dessen Verlauf man einen nach Süden führenden kurzen Gang erreichte; dieser ward durch einen jetzt mit Wasser gefüllten Brunnen abgeschlossen, in dessen Tiefe vermuthlich ein kurzer Gang nach Osten zu einem dritten in die Grabkammer selbst gesenkten Brunnen führte.

Die letzten Gänge sind nicht untersucht worden, man hat vielmehr hinter der ersten Fallthür einen Gang gebrochen, der durch das aus drei Riesenblöcken gebildete Dach in die Kammer gelangt. Letztere ist fast ganz in einen riesigen Sandsteinblock von 6,8 m Länge, 2,4 m Höhe, 2,4 m innere Breite, vermuthlich fast 1 m Dicke eingehauen. In ihr steht in der Nähe einer Wand ein grosser Sarkophag aus polirtem Sandstein, zwischen diesen und die Mauer hat man 2 Sandsteinplatten gestellt und so einen zweiten Sarg gebildet, der ebenso wie der erste durch einen Deckel verschlossen war. Ausserdem standen zwei grosse Steinkästen in der Kammer und lagen Fragmente von Alabastergefässen u. s. f. auf dem Boden, dessen

Untersuchung durch das jetzt 1 m hoch hier stehende Grundwasser sehr erschwert wird. Inschriften tragen die Särge nicht, ihre einzige Verzierung bilden kurze Vertikallinien an der Basis, dagegen fand sich auf einem Alabasterfragment der Name des Königs Amenemha III, zum Beweis, dass diese Pyramide thatsächlich, wie man lange vermuthet hat, das Grab des Moeris der Griechen, des Gründers des Labyrinths und des Moerissees, des bedeutendsten Herrschers der vor 2000 v. Chr. in Aegypten herrschenden 12. Dyn. umschloss. In einem Nebenraume der Grabkammer fanden sich eine Alabasterplatte von einem Opferaltar und mehrere Alabastervasen mit dem Namen der Prinzessin Ptah-nefru, einer Tochter Amenemha III, die hier an seiner Seite ihr Grab gefunden zu haben scheint. Das Auffallendste bei dem Bau ist der Zugang zu der Sarkophagkammer. Schon durch andere Pyramiden und Grabanlagen wusste man, dass die Aegypter sich mit allen Mitteln bemühten, die Leichen ihrer Könige vor Profanation zu schützen, Steinblöcke versperrten den Weg zu denselben, tiefe Schachte unterbrachen die Gänge, blind verlaufende Brunnen sollten den Einbrecher irre führen. Der Gedanke aber, die Gänge in verschiedene Höhenniveaus zu verlegen und nur durch Fallthüren in den Decken communiciren zu lassen ist ebenso neu wie der, die Gänge nicht in der Richtung auf die Grabkammer oder doch wenigstens in einer ideel durch die Grabkammer und den Eingang gelegten Verticalebene durch den Bau zu führen, sondern sie die Grabkammer in einer thatsächlich labyrinthartigen Maeanderlinie umkreisen zu lassen. Freilich war auch hier alle Sorgfalt erfolglos; wie alle übrigen Pyramiden, ward auch diese von Grabräubern eröffnet, die Särge wurden von Petrie erbrochen aufgefunden, die Mumien waren verschwunden.

A. Wiedemann.

19. Schliemanns neueste Ausgrabungen. Schliemann gräbt in der Umgebung von Mykenae und fördert täglich eine Menge von Gegenständen zu Tage. Die ganze Umgebung der Stadt ist voll von vorhomerischen Gräbern: Dieselben sind in den Felsen gehauen und bilden regelmässige Abtheilungen von 35—40 □ m. In diese Kammern wurden die Leichen gelegt, ohne mit Erde bedeckt zu werden. Auch wurden sie nicht wie zu Zeiten Homers verbrannt. Unter den zahlreichen Funden sind Gegenstände von Glas, Krystall und Elfenbein, auch Edelsteine mit reicher Gravirung. Sie zeigen orientalischen Charakter. In Thespieae wurden 5 Statuen gefunden, eine mit später eingegrabener Inschrift in Tanagra, eine rothfigurige Schale mit der Künstlerinschrift: *Φωτιάς ἐποίησεν*, in Korinth ein Relief in natürlicher Grösse, ältester Kunst, mit der Darstellung eines bärtigen lorbeerbekränzten Mannes, welcher mit der linken Hand das Gewand fasst, während die rechte einen Lorbeerzweig hält.

Berliner Philolog. Wochenschrift 6. October 1888. Nr. 40.

20. Ausgrabungen in Nordsyrien. K. Humanns neueste Ausgrabungen, die im Auftrage der Berliner „Orientgesellschaft“ unternommen wurden, sind von erwünschtem Erfolge gewesen. Es galt die in den künstlichen Hügeln Nordsyriens verborgenen Culturreste der Hethiter, die in den assyrischen Keilschriften als Chittim oder Chattim bezeichnet werden, bloßzulegen. Humann hatte bereits 1883 auf seiner Forschungsreise nach Nimrud ein Relief hethitischen Ursprungs erworben. Auch Felsskulpturen in Kappadocien schreibt man ihnen zu. Die Nachgrabungen in einem Schutthügel ergaben jetzt einen grossartigen Propyläenbau, der 40 hethitische Reliefs in ursprünglicher Lage zeigte. Im Thorwege hatte die jetzt zusammengestürzt gefundene Kolossalstele des Königs Assarhaddon (681—668) von Assyrien, Vaters des Assur-Bani-Hapal (Sardanapal) gestanden. Mit Keilschriften bedeckt erzählt dieselbe den Krieg Assarhaddons gegen Aegypten. Man hofft, dass es gelingen wird, einen Theil der Fundstücke dem Berliner Museum zu überweisen, während die übrigen dem Antikengesetz gemäss nach Konstantinopel wandern werden.

Berliner Philol. Wochenschrift 1888. Nr. 39.

21. Handschriften im Staatsarchiv zu Brüssel. Die belgische Regierung hat für das Staatsarchiv eine ganze Reihe werthvoller Handschriften aus der berühmten Cheltenham-Sammlung erworben. Die Stücke sind meistens im Anfang dieses Jahrhunderts von Sir Thomas Philipps in Belgien aufgekauft worden, häufig nur als „altes Pergament“. Ausser den sehr werthvollen Schätzen aus frühern Abteien im Wallonischen, welche als ganze Sammlungen nach England wanderten und nun zurückkehren, werden mehrere Werke aufgeführt, welche für die germanische Literatur von Bedeutung sind, so z. B. ein Exemplar von Jakob Van Maerlants (gestorben um 1290) Reimchronik „Spiegel historiel“; ein unveröffentlichtes Gedicht aus derselben Zeit, Seven vroeden van binnen Romē, sowie unter der Aufschrift: Boec van der Rosen eine theilweise Uebersetzung des Roman de la Rose u. s. w. Diese Handschriften sind mit kleinern Gedichten in einen Band vereint. Die vlämische Akademie ist mit der Veröffentlichung der Werke beauftragt. Die von der ehemaligen Abtei Cambron herrührenden Werke aus dem 12. und 13. Jahrhundert zeichnen sich durch die wohl erhaltenen Einbände aus jener Zeit aus; es befinden sich darunter die Gesta Kaiser Friedrichs II. von Pierre des Vignes. Aus der Abtei St. Ghislain stammen: eine Weltgeschichte in französischer Sprache aus dem 14. Jahrhundert, eine französische Bibel aus derselben Zeit sowie ein prächtiger Flavius Josephus. Unter den Handschriften, welche der Abtei Aulne gehörten, wird eine vollständige Chronik von Sigbert v. Gemblours erwähnt; von Stavenlot stammen drei unschätzbare Handschriften aus dem 11. und

12. Jahrhundert. Kurz, die Erwerbungen, etwa 400 Stück, sind äusserst werthvoll in jeder Beziehung.

Köln. Zeit. 1888, Nr. 351.

22. Neue römische Inschriften aus Köln. Vor einem Jahre wurde an der Luxemburger Strasse bei den Fundamentirungsarbeiten für einen Neubau auf dem Grundstück des Herrn Bauunternehmers Straesser zu Köln ein allseitig beschädigter Block von Kalkstein zu Tage gefördert, welcher von dem Besitzer in anerkennenswerther Liberalität dem Provinzialmuseum zum Geschenk gemacht wurde. Auf der vorderen Seite sind noch die Reste von vier Zeilen einer Inschrift erhalten, welche lauten:

D I  
L v SECV ||||  
ATLO v RVFO v A  
v L v REBVRP ||||

Die Schriftzüge sind gleichmässig und elegant und weisen auf eine verhältnissmässig gute Zeit hin. In der ersten Zeile sind bloss die unteren Theile von zwei Buchstaben vorhanden, von denen der erste ein B, der zweite ein l gewesen zu sein scheint. Die übrigen drei Zeilen enthalten Ueberbleibsel von Namen. In der zweiten Zeile mag [Jul]L. SECV[ndus] oder Secu[ndinus] gestanden haben, je nachdem die Zeilen lang oder kurz waren. Das Wort zu Anfang der dritten Zeile war ATILIO, in welchem T mit l ligirt war. Ob das letzte Zeichen in dieser Zeile zu einem Praenomen oder Nomen gentilicium gehört hat, muss unentschieden bleiben. Die Ergänzung der letzten Zeile, auf die keine mehr gefolgt ist, durch [J]ul. Rebur[r]o] bietet sich von selbst. Vielleicht waren die hier genannten Personen diejenigen, denen die Besorgung des Denkmals obgelegen hat, über dessen Bestimmung und Charakter wir nichts Näheres feststellen können.

23. Die zweite Inschrift wurde ebenfalls in Köln gefunden und zwar nicht sehr weit von der Stelle an der Aächener Strasse in der Nähe des Hahnenthores, wo vor mehreren Jahren die in diesen Jahrbüchern Heft LXXIX, S. 178 ff. besprochenen römischen Töpfereien blossgelegt worden sind. Es ist der Obertheil einer Platte von Kalkstein, 19<sup>1</sup>/<sub>2</sub> cm hoch, 37 cm breit und 5 cm tief. Dieselbe weist an der linken Seite vom Beschauer mehrfache Brüche auf, durch welche zugleich die Buchstaben der auf der Vorderfläche eingegrabenen Sepuleral-Inschrift zum Theil zerstört worden sind. Die erhaltenen Zeilen derselben lauten:

D v M  
v R v SENTIO  
FREQUENT

Also:

D(is) M(anibus). Aur(elio) Sentio Frequent[i] . . . . .

Von den Buchstaben der letzten erhaltenen Zeile ist bloss die obere Hälfte erhalten. Im Anfange der zweiten Zeile ist A, welches mit V ligirt war, jetzt grösstentheils zerstört. Der Charakter der Schriftzüge dieser Inschrift weist ebenfalls noch auf eine verhältnissmässig gute Zeit hin. Auch sie befindet sich jetzt im Provinzialmuseum.

24. Das Museum bewahrt ferner vier kleine Bruchstücke von römischen Grabinschriften, welche im Jahre 1882 bei Aushebung der neuen Stadtumwallung an der Zülpicher Chaussee aufgefunden worden sind. Wenn gleich keines der Fragmente von Belang ist, so verdienen sie doch bekannt gemacht zu werden.

Das erste Stück, welches aus Jurakalk besteht, ist oben und an der rechten Seite vom Beschauer abgebrochen und misst in der Höhe 20 cm, in der Breite 18 cm bei einer Dicke von  $4\frac{1}{2}$  cm. Auf demselben sind in vier Zeilen die folgenden Reste einer Inschrift mit ziemlich guten Buchstabenzügen erhalten:

S I  
E R E I  
T I C I  
F I L I A

Die Buchstaben der 2. und 3. Zeile sind  $3\frac{1}{2}$  cm, die der 4. Zeile 3 cm hoch. Eine Ergänzung ist kaum möglich. Der zweite Buchstabe der ersten Zeile kann nur ein T oder P gewesen sein. In der 2. Zeile am Ende hat das Zeichen einem D angehört.

Etwas bedeutender ist ein zweites aus sehr weichem Kalkstein bestehendes Fragment, von dem nur die rechte Seite noch intakt ist. Grösste Höhe 23 cm, grösste Breite 20 cm; Dicke 7 cm. Auf der Vorderfläche die nachstehenden Reste einer wenig tief eingehauenen Inschrift, deren Buchstaben  $3\frac{1}{2}$  cm hoch sind:

IVI  
LEONS  
A·FRMN  
ICI·CARI

Das Zeichen der ersten Zeile ist sicher M. In diesem Fragment treten uns nur Namen entgegen; von ihnen lassen sich die Namen Firminius oder Firminus Z. 3 und Carus Z. 4 noch mit Gewissheit erkennen. Das Wort in Z. 2 wird wohl LEONIS gewesen sein. Beachtenswerth sind auch die vielen Ligaturen in den wenigen Zeilen.

Das dritte Bruchstück, aus gelbem Sandstein, ebenfalls nur an der rechten Seite vollständig erhalten, im Uebrigen zu einem unförmlichen

Klumpen zerstört, enthält in zwei Zeilen unbedeutende Reste einer Inschrift und zwar den Schluss derselben:

IVIL

S · L · P |||

Die beiden Buchstaben der ersten Zeile sind wahrscheinlich M und L gewesen und lassen an Miles mit ligirtem l denken. In der zweiten Zeile ist es unschwer, die bekannte Votivformel [V(otum)] S(olvit) L(ibens) M(erito) zu erkennen.

Dazu kommt endlich der untere Theil einer Steinplatte von Kalkstein, 20 cm hoch und 36 cm breit, welche oben und links abgebrochen ist. Sie enthält den Anfang der letzten Zeile einer Inschrift mit ziemlich grossen gleichmässigen Buchstaben:

C · IVL · C

Der letzte Buchstabe ist nach dem, was der Stein jetzt bietet, eher ein O als ein C gewesen.

Josef Klein.

25. Grabfund in Carden a. d. Mosel. Die Erdarbeiten zu einem Neubau in Carden an der Mosel haben einen grossen Sarg von Kalkstein zu Tage gebracht, in welchem ausser den Ueberresten menschlicher Gebeine mehrere Thongeschirre und eine Bronceschnalle enthalten waren. Die Schnalle gelangte in fremden Besitz. Die Thongeschirre waren zerbrochen und wurden desshalb von den Arbeitern, welche sie gefunden haben, weggeworfen. Sie hatten nach der Beschreibung glaubwürdiger Augenzeugen des Fundes einen rein fränkischen Typus. Der Sarg selbst war nicht wie sonst aus einem Stücke gearbeitet, sondern merkwürdiger Weise aus zwei ungleich grossen und schweren Steinblöcken zusammengesetzt, von denen der eine 94 cm lang, 82 cm breit und 45 cm hoch, der andere 84 cm lang, oben 72 cm, unten 60 cm breit und 40 cm hoch ist. Die beiden Blöcke haben ursprünglich, ehe sie als Sarg verwendet wurden, eine andere Bestimmung gehabt. Dies geht deutlich aus den Resten einer römischen Sepulcral-Inschrift hervor, welche sich auf dem Kopfstücke des grösseren Steinblockes in umgekehrter Weise eingemeisselt findet. Es ist dies übrigens eine Erscheinung, welche bereits mehrfach gerade bei fränkischen Gräbern an der Mosel beobachtet worden ist, indem römische Monumente durchschnitten oder abgemeisselt worden sind, um als Deckplatten auf Särge, oder gar zu Gräbern selbst benutzt zu werden. Der erste der beiden in Carden ausgegrabenen Blöcke, welcher die Inschrift trägt, ist oben und unten abgehauen und sorgfältig geglättet worden, um ihm eine mit dem zweiten Block annähernd gleiche Höhe zu geben. In Folge dessen sind die letzte und wahrscheinlich die erste Zeile der Inschrift ganz verloren gegangen, von der vorletzten Zeile sind nur noch die oberen Theile der Buchstaben am Ende derselben sichtbar. Die linke Kante der Schriftfläche ist jetzt abgestossen, in Folge dessen zu Anfang der ersten und zweiten Zeile

ein Buchstabe fehlt. Die Schrift, welche tief eingehauen ist, ist elegant und schön, die Buchstaben alle gleich hoch und breit, namentlich O bildet einen vollständigen Kreis, so dass die Inschrift darnach der besten Zeit angehört. Die Buchstaben der 2. und 3. Zeile sind  $7\frac{1}{2}$  cm, die der 4. Zeile 7 cm hoch. Die Lesung der erhaltenen Zeilen macht keine Schwierigkeit. Sie lauten:

RONAE · HONLO  
 TAE · AVITIA · PACATA ·  
 NEPTIS · AVAE · SAN  
 CTISSIMAE · OB · EIIVS ·  
 A A P D I T A

Das erste Wort in der 1. Zeile ist der Rest des Geschlechtsnamens der Verstorbenen, zu deren Andenken das Denkmal gesetzt ist. Es lässt verschiedene Ergänzungen zu, wie Petroniae, Autroniae, Veroniae u. s. w. In demselben war jedenfalls I in der Schlussilbe NIAE mit N ligirt. Das Cognomen hiess HONESTAE.

Der Grabstein ist ihr gesetzt worden von ihrer Enkelin Avitia Pacata. — Bemerkenswerth ist die Verdoppelung des I in EIIVS, welche jedoch nicht vereinzelt dasteht und namentlich auf afrikanischen Inschriften mehrfach wiederkehrt. Vgl. Index zu C. I. L. VIII p. 1110, ferner C. I. L. VII, 285. XII, 1796. 2627.

Am Ende der 5. Zeile sind noch die Spitzen der Buchstaben des letzten Wortes erhalten, welches nur MERITA gelautet haben kann. Dann ist in der Lücke von etwa acht Buchstaben im Anfang der Zeile entweder ein zu merita gehörendes Adjektivum wie z. B. insignia, eximia, infinita nach der Analogie ähnlich abgefasster Inschriften (vgl. C. I. L. XII, 1927. X, 3759) oder ein synonyme Ausdruck wie z. B. amorem et (C. I. L. XIV, 374. 403) zu ergänzen.

Bonn.

Josef Klein.

26. Römische Funde auf dem Appellhofplatze zu Köln. Im Anschluss an die im Jahrbuch LXXXVI S. 288 abgedruckte kurze Notiz über die Trümmer römischer Bauten, welche bei den Ausschachtungsarbeiten für den Erweiterungsbau des Gerichtsgebäudes in Köln an der nordwestlichen Seite des Appellhofplatzes ausgegraben worden sind, theile ich noch folgendes mit. Die meisten der aufgedeckten Mauern sind erst in der beträchtlichen Tiefe von 4— $6\frac{1}{2}$  m unter der Terrainoberfläche zum Vorschein gekommen, was für die Feststellung des Niveaus dieses Theiles des alten römischen Köln von Belang sein dürfte. Ja Sondirungen, welche an einzelnen Stellen mit der Bohrstange vorgenommen worden sind, haben ergeben, dass bei 11 m Tiefe die Sohle des Fundaments noch nicht sicher erreicht war und noch fortwährend wurde angeschütteter Boden

angetroffen, welcher mit Scherben römischer Gefässe durchsetzt war. Da die Ausschachtung des Baugrundes mit möglichster Eile ausgeführt werden musste, so war eine systematische Aufgrabung des vorhandenen Mauerwerkes nicht möglich. Es sind daher immer bloss die einzelnen Mauertheile, soweit sie in die Baugruben einschnitten, blossgelegt worden. Da dieselben über das grosse Bauterrain allenthalben zerstreut liegen, so lässt sich ein bestimmter Zusammenhang zwischen den verschiedenen Mauerresten nicht mehr ermitteln. Nur so viel lässt sich ersehen, dass dieselben einem umfangreichen Gebäudecomplex angehört haben. Bemerkenswerth ist die verschiedenartige Beschaffenheit des Mauerwerks und zwar nicht bloss in den verschiedenen Theilen der Bauten, sondern auch sogar in den aneinanderstossenden Mauern einer und derselben Gebäulichkeit. Theils setzt sich dasselbe aus reinen Bruchsteinen, namentlich Thonschiefer und Tuffstein mit dickem Kalkmörtel zusammen, theils ist dasselbe mit römischen Ziegelsteinen und Ziegelsteinbrocken untermengt, welche bald vereinzelt in dasselbe gemischt sind, theils regelmässig wiederkehrende Schichten bilden. An einer Stelle wurde eine lediglich aus viereckigen Ziegelplatten errichtete Mauer vorgefunden. Innerhalb der Mauerzüge zeigten sich an mehreren Stellen Reste von Betonböden, welche aus kleingemachten Ziegelstückchen mit Kalkmörtel hergerichtet waren. Einer derselben, welcher eine Dicke von 10—15 cm hatte und auf einer Packlage von Feldsteinen gebettet war, zeigte eine sehr grosse Ausdehnung. Als er ausgebrochen wurde, kamen Reste von bleiernen Wasserleitungsröhren zum Vorschein. In einer Entfernung von 14 m davon fanden sich zwei 5 m lange Betonschichten über einander, deren oberste 10 cm stark in einer Tiefe von 2,20 m unter dem Terrain, die untere 30 cm stark, 3 m tief lag. Der Zwischenraum zwischen beiden Schichten war mit Erde ausgefüllt. Die in der Nähe des oben erwähnten grossen Betonbodens gelegenen Räume hatten ehemals mit Mälereien decorirte Wände, wie eine Anzahl kleiner Bruchstücke von römischem Wandbewurfe beweisen, welche längs der Mauern zerstreut liegend aufgefunden wurden. Es sind Stücke darunter mit schwarzen, rothen und weissen Feldern, von welchen einzelne noch die Spuren einer Abtheilung und Begrenzung durch breite Einfassungslinien in lichterem Farben sowie von Blattverzierungen erhalten haben.

Interessant ist, dass ein grosser Theil der in den Mauertrümmern verarbeiteten Ziegelplatten, deren Länge und Breite zwischen  $19\frac{1}{2}$  und 20 cm schwankt, mit dem Stempel der 30. Legion im Kreise in der Art versehen ist, dass die einzelnen Buchstaben mit Ausnahme der Zahl XXX durch Striche von einander getrennt sind: L | E | G | XXX | V | V. Die grosse Zahl der so gestempelten Ziegelplatten verleiht der Vermuthung grosse Wahrscheinlichkeit, dass die genannte Legion an der Errichtung oder Restaurirung dieser Bauten in hervorragender Weise betheilig gewesen ist. Die Bauzeit fällt demnach in die Zeit zwischen der Regierung des

Trajan, welcher die Legion errichtet hat, und dem Ende des 3. Jahrhunderts, wo sie ihre Beinamen ändert. Näher lässt sich dieselbe nicht bestimmen aus Mangel an sonstigen Anhaltspunkten. Denn die bei den Fundamentirungsarbeiten innerhalb der Gebäudetrümmer zu Tage geförderten Münzen weisen auf Zeiten hin, wo an eine Beziehung der Legion zu dieser Bauanlage gar nicht zu denken möglich ist. Es sind nämlich gefunden worden 1 Mittelers des Augustus  $\text{R}$  Provident. S. C., 1 Mittelers des Tiberius mit abgescheuertem Revers, 1 Mittelers des Claudius I.  $\text{R}$  Ceres, 1 Mittelers des Antoninus Pius  $\text{R}$  stehende Salus. S[alus Aug.] cos. III. S. C., 1 Mittelers des M. Aurelius  $\text{R}$  Salus — Tr. pot. VIII cos. II S. C., ferner aus späterer Zeit 1 Kleiner von Constantin d. Gr.  $\text{R}$  Urbs Roma und 1 Kleiner von Constantinus II. mit undeutlichem Revers. Nun haben sich auffälliger Weise in einem Theile dieser Anlage auch einige Ziegelplatten mit dem Stempel der 22. Legion gefunden. Ich habe von diesen nur drei Stück gesehen und nach Aussage der beim Bau Beschäftigten sind es ihrer auch nicht viel mehr gewesen. Alle drei sind Ziegelplatten in der gleichen Grösse wie die der 30. Legion, und haben den einzeiligen Stempel: LEG XXII PP,  $\text{K}$  EG XXII PP, . . . . . PRI. Dazu kommt eine fragmentirte, mit Leistenrand versehene Dachpfanne, auf welcher der nachstehende Rest eines Stempels . . . . .  $\text{IPIK}$  sich findet. Die dabei gefundenen Dachfirstziegel hatten keine Stempelinschriften. Die Denkmäler dieser 22. Legion am Niederrhein gehören aber nach der bis jetzt noch nicht widerlegten Ansicht von L. von Ulrichs (B. Jahrb. XXXVI, 1864, S. 101 ff.) überwiegend in die Zeit von 104—120 n. Chr. Es liegt daher die Vermuthung sehr nahe, dass sie vor der 30. Legion an dem Aufbau der wahrscheinlich für militärische Zwecke bestimmten Gebäulichkeiten auf dem Appellhofplatze thätig gewesen ist.

Was die bei den Arbeiten ausgegrabenen Alterthümer anlangt, so bestehen diese zum grössten Theil aus Thongefässen, nämlich einer 70 cm jetzt hohen schmalen Amphora mit länglichem Halse und zwei Henkeln von weissem Thon, deren zum Einstecken in den Boden bestimmte Spitze abgebrochen ist — mehrere andere wurden leider ganz zertrümmert, — vier bauchigen Aschenurnen aus gelblichgrauem Thon nebst Deckel, von 30, 25, 20 und  $15\frac{1}{2}$  cm Höhe, mehreren zierlichen kelchartigen Schälchen aus feinem weissen Thon auf rundem Fuss und einem durch Einkerbungen mit dem Fingernagel verzierten Rande von verschiedener Grösse, einigen gehenkelten Trinkkrügen, sowie Schalen von Terra sigillata, von denen zwei mit den Stempeln OF BASSI und TOCCA im Boden versehen sind. Ferner wurden gefunden ein kleines rundes flaches Gewicht aus gelbem Sandstein von  $6\frac{1}{2}$  cm Durchmesser und eine 5 cm lange Broncefibula mit Charnier, deren Bügelrücken an beiden Seiten eine cordirte Einfassung hat, nebst dem Bruchstück eines Schälchens aus Bronze.

In der oberen Erdschicht wurden eine Anzahl roher henkelloser Krüge des früheren Mittelalters, welche meistens mit furchenartigen, die Wandung umgebenden Linien verziert sind und einen eingekerbten Fuss haben, zu Tage gefördert.

Endlich kam auch in der Nähe der Gebäudereste in einer Tiefe von 2,50 m ein oben abgebrochener Votivaltar aus Kalkstein zum Vorschein, welcher mit Einschluss des Sockels vorne 51 cm, hinten 55 cm hoch ist. Die Inschriftfläche hat eine Höhe von 44 cm, eine Breite von 24 cm und eine Tiefe von 18 cm. Auf jeder der beiden Seitenflächen der Ara ist ein Baum mit aufwärts strebenden Blättern in Flachrelief dargestellt, welcher nach der Form der Blätter einen Lorbeerbaum anzudeuten scheint. Die Inschrift, welche den ganzen Raum der Ara nicht ausfüllt und oben durch die Beschädigung des Steines gelitten hat, lautet:

I V N O N I  
V I R T V T I S  
A N T O N I A  
I V N I A  
E X · I M P E R I C  
I P S I V S

Ueber die Lesung der Zeichen der jetzt erhaltenen ersten Zeile, welche überhaupt auch die erste Zeile der Inschrift in ihrem ursprünglichen Zustande gewesen zu sein scheint, dürfte nicht wohl ein Zweifel entstehen. Das Wort kann nur Junoni gewesen sein. Noch sei erwähnt, dass die Buchstaben der einzelnen Zeilen der Inschrift auf vorgezogenen Linien stehen. Sie selbst ist zu lesen: *Junoni Virtutis Antonia Junia ex imperio ipsius.*

Antonia Junia hat also der Juno der Virtus auf ihr Geheiss den Votivaltar gesetzt. Eine Juno der als Gottheit verehrten Virtus kommt hier meines Wissens zum ersten Male vor. Sie findet aber ihre Analogie in den Junones anderer weiblicher Gottheiten, welche auf Inschriften Erwähnung gefunden haben. So berichten uns die Jahresprotokolle der Arvalbrüderschaft aus den Jahren 183 und 224 n. Chr. von Opfern für die Juno der Dea Dia (C. I. L. VI, 2099, II, 10; 2107, 9). Aehnlich wird auf einer Inschrift zu Asculum Picenum die Juno der Isis Victrix (C. I. L. IX, 5179) genannt.

Die Widmung an die Juno der Virtus, der Tapferkeit, in Verbindung mit dem Vorkommen der Ziegel mit dem Stempel der oben genannten Legionen erhöht die Wahrscheinlichkeit unserer schon oben ausgesprochenen Vermuthung, dass die bauliche Anlage, zu der die aufgefundenen Mauerreste gehört haben, militärischen Zwecken gedient hat. Josef Klein.

27. Ein neuer Matronenstein. Bei dem Abbruche der alten Pfarrkirche zu Meckenheim, Kreis Rheinbach, fand sich in den Fundamenten ein in zwei Stücke zerbrochener Matronenstein. Derselbe ist 0,53 m breit und 0,20 m dick; die Höhe des obern Stückes beträgt links 0,52, rechts

0,33 m; die des untern Stückes links 0,46, rechts 0,64—0,65 m. Von der Gesamthöhe des Steines, die demnach 0,98 m beträgt, geht unten ein 0,15 m breites Stück zum Einlassen desselben in den Boden ab. Die beiden Seitenflächen zeigen je einen ihre ganze Höhe einnehmenden Palmbaum in Relief von sehr schöner Arbeit. Die Vorderseite hat oben und unten einen 0,08 m breiten, durch eine Linie abgesonderten Rand; der ganze übrige Raum scheint von der Inschrift bedeckt gewesen zu sein. Von letzterer ist auf dem untern Stück wegen der Abschürfung des Steines ausser den beiden Buchstaben VS der ersten Zeile und einigen andern nicht mehr deutbaren Spuren nichts zu erkennen; dagegen ist die Inschrift auf dem obern Stück sehr wohl erhalten. Dieselbe ist äusserst sorgfältig ausgeführt; um die gleiche Grösse der Buchstaben und die gleiche Entfernung der Zeilen von einander zu sichern, hat der Steinmetz Linien gezogen, deren Spuren noch mehrfach erkennbar sind. Die Inschrift lautet:

M A T R O N S  
 F E R N O V I N E I S  
 M P O M P E I V  
 A T T V S

*Matronis Fernovineis M. Pompeiu[s] [P]at[ern]us.*

Besonders bemerkenswerth ist der erstmalige Fund eines Matronensteines zu Meckenheim — bei dem Bau der dem 15. Jahrh. angehörenden Kirche wird man ihn schwerlich weit hergeholt haben — und der hier zum ersten Male auftretende Name der Fernovineischen Matronen. Das genannte Beiwort ist ohne Zweifel eine Zusammensetzung mit dem in der dortigen Gegend ungemein häufig zur Bildung von Ortsnamen verwandten deutschen Substantiv „Hoven“ (Moorenhoven, Peppenhoven, Buschhoven, Oedekoven, Ramershoven, Vollmershoven u. s. w.); ich denke bei demselben an das etwa 2 Stunden nordöstlich von Meckenheim liegende Dorf Wershoven. Letzteres heisst in einer im Pfarrarchiv zu Buschhoven aufbewahrten Urkunde des Erzbischofs Adolf I. von Köln aus dem Jahre 1197 Verlishovem (Lacomblet, Urkundenbuch I, Nr. 558, S. 389). Entspricht diese Form einem ältern Vernishovem, was lautlich sehr wohl möglich ist, so hat man nach Abwurf der Genetivendung -is die auf unserm Steine erscheinende Namensform<sup>1)</sup>. Die in der Endung verwandte *i longa* vertritt wohl zum Zwecke der Kürzung der Zeile (ähnlich wie die Ligatur *N*) *ii = i consonans + i vocalis*, und letzteres scheint nur graphisch verschieden von der landläufigen Endung -ehis<sup>2)</sup>. Z. 4 ist jede Spur des ersten sowie des dritt- und viertletzten Buchstabens geschwunden; indessen ist die Ergänzung zu dem am Rhein so häufigen Cognomen Paternus von selbst gegeben; gegen Maternus spricht der Raum für den ersten Buchstaben.

Köln.

Dr. Klinkenberg.

1) Auch Foerstemann, Ald. Namenbuch II bringt das südlich von Augsburg und östlich von Memmingen gelegene Werishoven mit dem Namen Varin in Verbindung. Unser Wershoven erwähnt er nicht.

2) Vgl. *matronis Hiheraiis* B. J. LVII S. 83 ff.